

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 18 (1966)
Heft: 7

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BLICK AUF DIE LEINWAND

DER SPION, DER AUS DER KÄLTE KAM

Produktion: USA
Regie : Martin Ritt
Besetzung : Richard Burton, Claire Bloom, Peter
Verleih : Starfilm (van Eyck, Oskar Werner)

ms. Der zum Bestseller gewordene Roman "The Spy who came in from the Cold" von John le Carré gehört vielleicht zu den besten Spionageerzählungen der Gegenwart: gut ist er nicht nur, weil er Spannung hat, seine Qualität liegt vor allem in der Atmosphäre der Zwielfichtigkeit, nicht so sehr der Umstände als vielmehr der Menschen, und sie liegt auch darin, dass das Handwerk des Spionierens entmythisiert wird. John le Carré, wie Ian Fleming einstmals im britischen Staatsdienst tätig gewesen, erzählt die Geschichte eines britischen Spions, der als scheinbarer Ueberläufer in die DDR eingeschleust wird, wo er den Sturz des Leiters der Gegenspionage betreiben soll. Auch der britische Agent, Alec Leama, ist aber nur ein Instrument in den Händen seiner Auftraggeber: indem er den Sturz des obersten Gegenspielers betreibt, hilft er vielmehr dessen Position festigen und jenen Mann, den Stellvertreter, ausbooten, der schon lange den Verdacht hat, jener andere, sein Vorgesetzter, stehe seinerseits im Dienste der Briten.

Martin Ritt, Jahrgang 1920, ein literarisch ambitionierter Regisseur Hollywoods, vernarrt vor allem in die Stoffe Faulkners, hat hier eine Story gefunden, die seinem Talent durchaus gemäss ist. Ritt ist dem Ablauf der Handlung treu geblieben, ist der Atmosphäre der Zwielfichtigkeit, des Regnerischen, der Armut und der Verlassenheit der Grenzsituation, der örtlichen wie der menschlichen, an der Berliner Mauer sorgfältig und mit intensivem optischem Spürsinn nachgegangen. Die langen und scharfzüngig geführten Dialoge der Vorlage hat er gerafft, vielleicht auch unstatthaft verkürzt. Aber die Raffung war legitim, vieles, und vor allem das Hintergründige, Unbenennbare, Lauernde kommt im Bild zum Ausdruck, und zwar fesselnd. Hier, in dieser optischen Interdependenz des Geschehens und der Menschen mit ihrer Umwelt, die vom Alltäglichen ins Unvertraute verfremdet ist, hat der Film seine Spannung. Bis diese Art der Spannung wirksam wird und den Zuschauer zu stellen vermag, braucht es freilich einige Zeit; so kann der Eindruck entstehen, die Geschichte gehe zu schleppend an und verliere an Spannung.

Auch ins Darstellerische ist die Spannung gelegt: Richard Burton war schon lange nicht mehr so überzeugend. Das zerbrochene, von Leidenschaft, Aerger und Ehrgeiz, Resignation und Sehnsucht gekerbte Gesicht dieses ungewöhnlichen Schauspielers hat in der Rolle des verratenen Agenten Leama eine Richtigkeit wie in wenigen Rollen sonst. Richard Burton hat eine differenzierte Begabung, das Unglückliche und Zwiespältige durch eine Erscheinung, die stark und hart wirkt, dennoch erlebbar zu machen. Als sein Gegenspieler ergänzt ihn mit einem ganz anderen Stil Oscar Werner in der Rolle des stellvertretenden Abwehrchefs, der seinen Vorgesetzten - Peter van Eyck spielt ihn bulldoggig und skrupellos - beobachtet, verdächtigt und ans Messer liefern will: eine kurze, aber faszinierende Studie des Typs des scharfen, jakobinisch ehrgeizigen und seelisch mit sich selbst zerfallenen Intellektuellen. Der Zweikampf zwischen diesen beiden Männern, die Intrigen der Hintermänner und Auftraggeber, die Manipulierung der Ueberzeugungen, des Rechtsgefühls und des menschlichen Empfindens, ja selbst die Benützung des Gerichts, das, obwohl es die Rason der kommunistischen Parteidisziplin machiavellistisch wahrnimmt, selbst nur Instrument in der Kombination ist; all das zerbricht nicht nur den Mythos der Spionage, sondern macht sie zugleich zum Spiegelbild einer Welt, in der die Werte ausgelaugt sind. Diese Spiegelung gibt dem Film schliesslich, einfach durch die Atmosphäre und den Ausgang der Handlung, die Moral.

SIE NANNTEN IHN KING King Rat

Produktion: USA
Regie : Bryan Forbes
Besetzung : George Segal, Tom Courtenay, James Fox
Verleih : Vita

FH. Der Hitlerkrieg scheint auf der Leinwand nicht so schnell zu verschwinden. Immer wieder erscheint er in unzähligen Abwandlungen, obwohl schon mehr als 20 Jahre seit Hiroshima vergangen sind. Hier wird uns zur Abwechslung wieder einmal ein japanisches Gefangenenlager vorgeführt, jedoch nicht in der Form des Horrorfilms. Die Japaner bleiben diesmal fast unsichtbar. Das ganze Ge-



Oskar Werner (links aussen), der heute zu den bedeutendsten Schauspielern gehört, gibt auch im Film "Der Spion, der aus der Kälte kam" eine hervorragende Studie eines mit sich selbst zerfallenen Intellektuellen.

schehen spielt sich unter Insassen, den Gefangenen, ab, die als sehr verschiedene Charaktere geschildert werden.

Die schlimmen Verhältnisse haben es mit sich gebracht, dass in dem Lager fast ein jeder gekauft werden kann. Der Hunger ist so gross, dass in den Köpfen nur eines zählt: wenn möglich zu überleben. Einen gibt es unter ihnen, einen jungen Amerikaner, der es verstanden hat, zu "organisieren", das heisst, einen Schwarzmarkt einzurichten, mit den Wachen kleine Tauschgeschäfte zu vollziehen, um ein verhältnismässig erträgliches Leben führen zu können, ja die Kameraden in gewisse Abhängigkeit zu bringen. Niemand unter den englischen Offizieren schreitet ein, denn sie profitieren davon. Helden gibt es da keine. Zwar wird der "Rattenkönig", wie der perfide Schwarzmarktheld heisst, von Einzelnen bitter gehasst, aber er ist für alle zu wichtig geworden, sie können nichts gegen ihn unternehmen. Er weiss, wie man durchhalten kann, er kennt kein Zögern und keine Zweifel.

Das hätte eine Schilderung des Negativen in den Menschen werden können, eine Warnung, ein umgekehrter Beweis für die Bedeutung und Notwendigkeit echter, menschlicher Solidarität und Kameradschaft. Das ist aber dem englischen Nachwuchsregisseur nicht geglückt; er ist bei Halbheiten stehen geblieben. Der "Rattenkönig" wird als gar nicht so schlimmer Bursche, eher als sehr geschickt und mutig dargestellt, in totem Widerspruch zu seinem verächtlichen Uebernamen. Das wiederum bewirkt, dass die Andern eher als bloss unfähig und lebensfremd oder unwahrhaftig dastehen, als Leute, die vielleicht schöne Sprüche reissen können, bei denen aber jedermann verhungert wäre. So bleibt die Geschichte unbefriedigend, niemand vermag zu erkennen, worauf sie ernstlich hinaus will. Der Regisseur hat nicht die Faust, um den Abgrund menschlicher Existenz auszumessen, die hier nötig gewesen wäre, um eine reinigende Wirkung zu erzeugen. Haften bleiben nur einige interessante Bilder eines asiatischen Gefangenenlagers, die Atmosphäre besitzen.

DIE HELDEN VON TELEMARKE (The heroes of Telemark)

Produktion: USA
Regie : Anthony Mann
Besetzung : Kirk Douglas, Richard Harris, Michael Redgrave
Verleih : Parkfilm

ZS. Eine der wichtigsten Kriegsepisoden wurde hier neu verfilmt: jener überaus mutige Angriff der Norweger auf die im Nazi-Besitz befindliche Fabrik schweren Wassers in Rjukan. Ohne schweres Wasser konnte keine Atombombe hergestellt werden. Man ist beinahe versucht, das Gelingen dieses Angriffes als kriegsentscheidend zu bezeichnen, denn nachher kam Nazi-Deutschland hoffnungslos mit seiner Atomproduktion in Rückstand.

Dieses wichtige Unternehmen wurde bereits früher, vor 13 Jahren, verfilmt unter dem Titel "Operation Swallow". Es war eine ausgezeichnete, dokumentarische Rekonstruktion, an Ort und Stelle in Norwegen geschaffen, wobei die wirklichen Teilnehmer, soweit sie noch lebten, ihre Tat vor der Kamera nochmals wiederholten. Es ist nicht einzusehen, warum auf dieses interessante Filmdokument nun wieder eine mehr erfundene Phantasie-Darstellung gedreht worden ist, die schon vom Drehbuch her die Konkurrenz mit dem ersten Film niemals aufnehmen kann. Sie wurde auch ziemlich oberflächlich hergestellt und ärgerlich muss man feststellen, dass dem Film nur der Gedanke an schnelle und grosse Kasse zu Gevatter gestanden ist, nicht aber das historisch und menschlich gleich wichtige Unternehmen der Norweger, das eine vielleicht ungeheure Katastrophe verhindert hat. Nicht einmal Kirk Douglas vermag zu überzeugen; sobald man ihm ins Gesicht blickt, ist jede Illusion vorbei. Harris schaut durchgehend verdrossen drein, und selbst ein Köhner wie Michael Redgrave steht mehr verlegen herum, als dass er etwas unternähme. Das Ganze ist in der Manier eines billigen Wildwesters gedreht, eines blossen Abenteuerfilms. Das aber haben die Norweger nicht verdient. Ihre Leistung gehört der Geschichte an.

VIVA MARIA

Produktion: Frankreich/Italien
 Regie : Louis Malle
 Besetzung : Brigitte Bardot, Jeanne Moreau,
 George Hamilton
 Verleih : Unartisco

ms. Hand aufs Herz! Damit es sich nicht aus dem Leibe lacht! Welch ein saftiger, überschwänglicher, heiterer und unbeschwerter, welch ein krasser, frecher und böser Spass ist dieser Film!

"Viva Maria": Louis Malle hat - als Drehbuchautor und als Regisseur - sein Meisterstück gegeben. Einen Film hat er geschaffen, der an Spannung nichts schenkt, der ausgelassensten Humor ausschüttet, der geistvoll und frivol, bubenhaft und hinterhältig, mit Phantasie und mit Bösartigkeit unterhält. Louis Malle, der viel befähigte Formalist, der mit jedem seiner Filme - vor allem den besten, mit "Ascenseur pour l'échafaud" und "Les amants" - seine Souveränität in der Darstellung des bislang nicht für darstellbar gehaltenen vor die staunenden Augen setzte, hat sich mit "Viva Maria" selbst übertroffen. Hier schämt das Können über, hier ist, wenn Kunst Können ist, Kunst! Und der Film ist, neben dem, dass er ein Spass voller Paradoxa ist, von glanzvoller Schönheit.

"Viva Maria": die Erlebnisse zweier schöner Frauen, beide Maria geheissen, von Brigitte Bardot und von Jeanne Moreau gespielt - gespielt als ein Duell, unerbittlich, Triumph der einen über die andere, beider. Zirkuswelt, Variété, eine Gruppe reisender Artisten, Tänzerin und Chansonnière, Zauberkünstler und Kraftmeier, Akrobaten und Messerwerfer: die Artistenfahrt geht durch Mexiko, das Mexiko vor der Revolution von 1912. Die Artisten, zu denen die irische Terroristin, fachmännisch bewandert in allen Anschlägen mit Feuerwaffen und Dynamit, gestossen ist, werden in die Wirbel der beginnenden Revolution hineingezogen. Die beiden Schönheits-tänzerinnen, die Maria aus Paris und die terroristische aus Irland, die nunmehr auch die Reize der Liebe entdeckt, feuern als wilde Revolutionäre die Bauern an, führen sie zum Kampf gegen die unheilige Dreieinigkeit von Kirche, Banken und Latifundien. Und sie siegen, selbstverständlich. Wenn die Revolution vorbei ist, endet der Film: die Gruppe der Artisten tritt nun in Paris auf, stellt, als Variétéschau, die Revolution dar, an der sie beschwingt teilgenommen, die sie zu ihrem Ruhm gebraucht haben.

Ein aufrührerischer Film? Eine Tirade gegen Feudalismus, Klerus und Bourgeoisie? Der Anlass ist da, natürlich, in der Atmosphäre, im Milieu, in den Taten und Gewalttaten der mexikanischen Revolution. Aber Louis Malle verdirbt denen den Spass, der ihn als einen festlegen möchten, der auf die Revolution erpicht ist! L. Malle foutiert sich um die Revolution, er macht sich über sie genau so lustig, wie er sich mit ihrer Hilfe gegen die Machtgier einer auf Ordnung, Besitz und Frömmigkeit aufgebauten Moral austobt. Dass Louis Malle nichts heilig ist, das dürfte wohl richtig sein. Er leert über jede Pose, ob die des ordnungsgebietenden Diktators, die der segnenden Kirche, oder die des freizeitsposanenden Revolutionärs, die vollen Kübel seines Spottes aus, und der Spott ist ihm den Ungeschmack manchmal wert. Will man tiefer schürfen? Man kann es, und man wird feststellen, dass Louis Malle ein Nihilist ist. Sein Film "Viva Maria" ist der nihilistischste, den man je sehen können.

Aber man verstände ihn falsch, nähme man ihn seinerseits nun ernst: als eine ungehörige Attacke gegen alles, was einem ordentlichen Menschen unantastbar zu sein hat; als Attacke gegen alles, was einem revolutionären Menschen als heilig gilt. Die Gegenposition zum Nihilismus nimmt der Humor ein, Hand in Hand mit der Schönheit dieses Films.

Schönheit als Haltung, das ist es, was man Louis Malle bescheinigen kann. Sein Film ist, aus allen Fesseln von Engagements ent-rückt, einzig der Schönheit verpflichtet. Und dem Humor, der jener eines Satirikers wäre, stände hinter ihm der Glaube an Humanität. Aber auch dieser Glaube, strapaziert von Geschichte, Geschehen und solchen, die sie machen, ist ebenfalls aufgefliegen. Was bleibt, ist die Freiheit, schöne Kunst zu produzieren, einen guten Film daraus zu machen! Wenig vielleicht, aber immerhin dieses wenige.

Und die Freiheit, einen guten Film zu machen, hat Louis Malle genutzt, in vollen Zügen, als ein Trunkener aller Möglichkeiten, die der Film als künstlerisches Medium hat, aller Einfälle, aller Tricks, aller Extravaganzen. Dabei ist erstaunlich: so meisterhaft unbeschwert Louis Malle über die Technik des Filmemachens verfügt, er hat die Kamera nicht dazu gebraucht, eine Kür der Entfesselung vorzuführen. Bemessen vielmehr ist der Stil, von einer klugen, ja rasonierenden Ausgewogenheit, die die Ueberraschungen nur noch überraschender macht. Breitwand und Farbe: Louis Malle inszenierte mit einem Auge, das die optischen Reize des Formats auszuschöpfen imstande ist, und mit einem Sinn, der die Farbe nicht nur als Kolorit der Handlung, sondern auch als ihren effektsicheren dramaturgischen Faktor wahrnimmt. Der Witz liegt darin, dass er das Bild und seine Farbe ganz bewusst im Stil des Lesebuchs für Heldengeschichten hält: durchaus also Parodie.

Worin liegt der Witz noch? In der Handlung, deren Abenteuerlichkeit absurd ist; in den einzelnen Episoden, die ingeniös ausgedacht und ingeniös inszeniert sind; in den satirischen und humoristischen Effekten, die wechselweise unbeschwerter Unfug und gezielte Boshaftigkeit sind; in dem zum Stil erhobenen Mittel, eine jede Szene, ein jedes Ereignis, eine jede Polemik in das Gegenteil umzukehren und aus allem nur die eine Konsequenz zu ziehen: die Lächerlichkeit. Diesen dramaturgischen Effekt betreibt Louis Malle mit hoher Intelligenz, mit einem Raffinement, das einen nicht zu Atem kommen lässt, zumal man ständig dazu lachen muss.

Für den Cineasten hat der Film noch zusätzlichen Spass. Er ist, wenn nicht in allen Einzelheiten, so doch als Ganzes und in vielen Szenen und Details, in Bonmots und Figuren Persiflage auf die Filme der Amerikaner und der Mexikaner, die sich mit der mexikanischen Revolution 1912 befassen. Die Figuren von "Viva Maria" sind natürlich nicht historisch, wiewohl die Anspielungen verständlich sind, auf Diaz, den Diktator etwa, und die Feudalen, auf die Kirche und die verbürgerlichten Priester. Aber Figuren und Episoden sind persiflierende Anspielungen auch auf die Figuren und Episoden früherer, erster Filme, auf "Viva Villa", auf "Viva Zapata", auch auf Eisenstein, auf "La cucaracha" und andere mexikanische Huldigungen an die Revolution, ihre Generäle, ihre Indios, ihre heldischen Frauen.

Aber bei diesen Persiflagen allein bleibt es nicht: Louis Malle verfremdet sogar die Brutalität, indem er sie, zumindest stellenweise, zu Parodien auf Filme anderer macht, vor allem auf die surrealistisch poetisierte eines Luis Bunuel. Auf dem Wege der Parodie kann er es sich leisten, das Schreckliche schön darzustellen - ausgenommen vielleicht jene knappe Szene des von einer Billardstange durchbohrten Diktators, die stilistisch etwas aus dem Rahmen fällt.

Was ist noch zu sagen? Vieles wäre zu loben. Beschränken wir



Jeanne Moreau und Brigitte Bardot erstmals zusammen in dem heiter-bösen Film "Viva Maria".

das Lob auf Brigitte Bardot und Jeanne Moreau: sie sind Frauen von berauscher Schönheit, die Bardot eine reif gewordene Schauspielerin, deren laszive Kindlichkeit nun Selbstironie hat, die Moreau vollkommen in der Verderbtheit ihres Gesichts, durch das die Schönheit durchsickert; die Bardot hat künstlerisch für sich Entscheidendes vollbracht, und man möchte fast sagen, sie steche die grosse Schauspielerin aus, die die Moreau ist. Die beiden haben eine klassische "Nummer": nicht dass sie ein Strip-tease produzieren, ist das Unterhaltende, faszinierend vielmehr ist, wie Louis Malle mit den beiden schönen Frauen, von denen die eine, die Moreau, nie sich ausgezogen hat, ein Strip-tease inszeniert: in kleinen Schritten gleichsam, ein intelligentes, witziges und in keinem Moment von üblem Geschmack bedrohtes bezauberndes Spiel mit der Erotik.

HELP !

Produktion: England
 Regie : Richard Lester
 Besetzung : John Lennon, Paul McCartney, Ringo Starr
 George Harrison
 Verleih : Unartisco

FH. Nun sind sie endlich da, die Pilzköpfe, die Beatles, im Film, und unsere Fans können sich an ihnen sattsehen. Aber leider befinden sie sich in grosser Gefahr, denn der böse Oberpriester einer Hindu-Sekte will jenen heiligen Ring bekommen, den der Beatle Bingo unablösbar am Finger trägt, weshalb er getötet werden muss. Es bleibt nur die Flucht. Aber der Feind hat eine Menge Priester und Soldaten, und so hebt eine abenteuerliche Jagd um die halbe Welt an.

Das könnte banal aussehen, doch der Regisseur heisst Richard Lester, der seinerzeit den guten "Knack" geschaffen hat, und der auch hier wieder seine Fähigkeit beweist, aus einer simplen Geschichte einen heiteren Film herzustellen. Er müsste dabei kein Engländer sein, wenn er sich nicht auf die Kunst des "Understatement" verstünde, der seine satirischen Angriffe nie allzu direkt, sondern stets nebenbei fallen lässt. Gewiss reicht es dabei nie zu einem Lachen aus vollem Halse, aber zu einem wissenden, verstehenden und oft geistvollen Lächeln. Dabei hält er seinen Landsleuten unter anderm saftige Dinge vor, wie etwa ihre Unfähigkeit, Postzüge vor Räubern genügend zu schützen, oder das ständige Nachhinken hinter den Amerikanern auf dem Gebiet der Elektronik. Auch eine witzige Karikatur der James Bond-Filme weiss er auf die Leinwand zu zaubern. Noch hübscher ist aber der Einfall, die Pilzköpfe durch die Pilzköpfe selber zu karikieren.

Die Geschichte ist überhaupt nur Vorwand für eine Anzahl witziger Einfälle, die sich auch auf die Filmtechnik beziehen. Lester erweist sich als Meister bei der Verwendung aller erdenklichen Tricks, der Farben, der Perspektiven, von Lupe und Raffer, und nicht zuletzt auch von Toneffekten. Dabei stehen allerdings die Beatles mit dem Lärm, den sie durch ihre bekannten Songs erzeugen, immer wieder im Zentrum, aber sie erweisen sich dabei durchaus nicht als blosser brüllende Naturtalente, als die man sie bezeichnet hat, sondern als ziemlich diszipliniert und geschult. Selbstverständlich wird der Krach, den sie machen (mit nicht weniger als 7 neuen Songs), nicht von jedermann geschätzt werden, und besonders tonempfindlichen Leuten ist von einem Besuch des Films abzuraten. Aber diese "heisse" Musik gehört doch irgendwie zu unserer Zeit, sie ist sicher mehr als ein blosses Ornament an der gesellschaftlichen Oberfläche. Der Film befasst sich allerdings nicht mit der Frage, wie tief ihre Wurzeln hinabreichen, das wäre anderswo zu diskutieren, aber er vermag eine Ahnung davon zu vermitteln, welche soziologischen und psychologischen Fragen sich dahinter verbergen. Doch nicht deswegen kann der Film gesehen werden, sondern weil er für Alle, denen Beatle-Musik nicht zuwider ist, eine witzige, originelle, jedenfalls sehr englische Unterhaltung darstellt.

LA BOHEME

Produktion: Schweiz (Cosmotel AG)
 Regie: Franco Zeffirelli
 Musikalische Leitung: Herbert v. Karajan
 Besetzung: Gianni Raimondi, Mirella Freni

FH. Filmaufnahme eine der besten Aufführungen der "Bohème" von Puccini in der Scala in Mailand, die wohl jemals zu hören war. Es ist schwer einzusehen, wie sie übertroffen werden könnte, wenigstens in unserer Zeit. Doch wie steht es mit der Verfilmung einer solchen Oper, einer Oper überhaupt?

Wir halten heute Opernverfilmungen für berechtigt, nachdem die Tonfilmtechnik die Musik in bemerkenswerter Weise wiederzugeben imstande ist. Insofern müssen wir unsern frühern Standpunkt, der auf der einstigen, ungenügenden Wiedergabe des Musikteiles beruhte, verlassen, wenn auch zu sagen ist, dass sich nicht jedes Lichtspiel-

theater dafür eignet. Doch können bei Vorhandensein einer modernen Wiedergabeapparatur heute Leute, die nicht die Mittel zu einer Reise in die Scala nach Mailand oder ein anderes der grossen, europäischen Opernhäuser besitzen, auf diese Weise heute in der Heimat eine Qualitätsaufführung miterleben. Mehr noch: durch die Verfilmung kann eine Spitzenaufführung für lange Zeit fixiert und beliebig wiederholt werden. Noch kommende Geschlechter können sie bei richtiger Pflege geniessen, studieren und feststellen, wie einst die Vorfahren solche künstlerische Aufgaben bewältigt haben. Allerdings: den Weg ins Kino dürfen sie sich nicht ersparen wollen. Auch auf dem besten Fernsehschirm ist das Erlebnis niemals das Gleiche. Hier bleibt das Lichtspieltheater von Rang eindeutig überlegen.

Aber auch beim Film zeigen sich hier Grenzen. Restlos vermag auch er die Anwesenheit in der Original-Aufführung nicht zu ersetzen. Der Film bleibt nun einmal an das photographische Objektiv aus Glas gebunden, welches mit dem menschlichen Auge keineswegs identisch ist, besonders nicht mit den hervorragenden Eigenschaften der menschlichen Netzhaut. Eine Opern-Aufführung muss immer in erster Linie auf das menschliche Auge eingestellt werden, nicht auf das photographische Objektiv. Das zeigt sich zum Beispiel schon bei den Schminkmitteln, die eine andere Beschaffenheit auf der Bühne haben müssen als jene, die die Filmkamera verlangt. Das Filmband ist eben nicht eine bloss mechanische Netzhaut, es kann nicht Eindrücke in bestimmter Richtung blitzschnell verarbeiten, sondern gibt sie mechanisch genau so wieder, wie sie das Objektiv passiert haben, in ihrer ganzen, nackten Wirklichkeit, unbarmherzig. Das zeigt sich nicht nur auf den geschminkten Gesichtern, sondern auch bei den Dekorationen, besonders, wenn die Camera zu nahe oder mittels Teleobjektiven an sie herangeführt wird. Sie werden illusionszerstörend von ihr erfasst, besonders wenn sie farbig sind, und ihre Beschaffenheit, zum Beispiel Karton, schonungslos aufgezeigt. Das sind alles Dinge, die bei einer Aufführung im Bühnenraum niemals auffallen oder gar störend oder ablenkend wirken. Den Cameraleuten und Opernspezialisten unter den Regisseuren sollte es aber möglich werden, mit der Zeit eine besondere Technik für Opernaufführungen auszuarbeiten, welche diese Gefahren vermeidet.

Die Nachteile des Films sind ausschliesslich hier zu suchen. Zwar war versucht worden, die Tatsache einer Theatervorführung zu tarnen, jedoch ohne Erfolg, was aber nicht weiter störte. Auch eine Opernverfilmung ist heute grundsätzlich berechtigt. Ganz besonders, wenn sie musikalisch auf solcher Höhe steht wie hier. Der Belcanto feierte Triumphe, in die sich alle Mitwirkenden teilen dürfen, besonders aber der in Mailand zuerst angefochtene junge Tenor Gianni Raimondi. Karajan selbst führte das Orchester mit einer Präzision, die an Härte grenzte; etwas mehr und es wäre stellenweise auf das Gebiet des Preussisch-Zackigen geraten. So aber traf er genau das Maximum des Möglichen an Genauigkeit und damit eine Spitzenleistung, die wohl für dieses Werk auf lange den Masstab abgeben wird. Man kann sich schwer vorstellen, wie man von jetzt an die "Bohème" im üblichen, lockeren und leicht verwischenden Stil, wie er in Italien zuhause ist, noch ertragen soll.



Die Beatles als Mitglieder der berühmten "Hoch und Deutschmeister"-Kapelle Oesterreichs, Szene aus dem karikierenden Beatle-Film "Help".